

PATRICK DEWITT
Die Sisters Brothers



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Oregon City zur Zeit des kalifornischen Goldrauschs. Die Brüder Charlie und Eli Sisters, zwei Auftragskiller, sollen für den mächtigen Kommodore einen Goldsucher jagen. Womit ihr Opfer, ein gewisser Hermann Kermit Warm, den Zorn ihres Auftraggebers auf sich gezogen hat, wissen die beiden nicht. Dennoch machen sich die ungleichen Brüder – zynischer Psychopath der eine, Grübler der andere – auf eine Hetzjagd durch ein Land, das vor Optimismus strotzt, obwohl es wie verwüstet scheint und fast nur Verlierer kennt. Auch der Weg der beiden ist von Leichen gesäumt, womit sich der versonnene Eli nicht länger abfinden will.

Doch dieser letzte Auftrag muss erledigt werden, und noch gelten die Methoden des älteren Charlie: Wer sich ihm in den Weg stellt, wird erschossen. Wer mit ihm handelt, wird betrogen. Wer vor ihm flieht, ist verloren. Am Ende finden sie den Gesuchten und das Eldorado am Leuchtenden Fluss. Aber dem Fluch dieses Goldes können auch sie nicht enttrinnen.

Autor

Patrick deWitt wurde 1975 auf Vancouver Island in Kanada geboren. Er lebte unter anderem in Kalifornien, Washington und Oregon. »Die Sisters Brothers« ist sein zweiter Roman, Patrick deWitt wurde für ihn u.a. mit dem Rogers Writers' Trust Fiction Prize, dem Ken Kesey Award und dem Governor General's Award for English Language Fiction ausgezeichnet. Der Roman stand auf der Shortlist des Man Booker Prize und wurde von Publishers Weekly, der Washington Post sowie der Canadian Booksellers Association zu den besten Romanen des Jahres gezählt. Patrick deWitt lebt mit seiner Frau und seinem Sohn in Portland, Oregon.

Mehr Informationen zum Autor und seinem Werk finden Sie unter <http://patrickdewitt.net>

Patrick deWitt

**DIE SISTERS
BROTHERS**

Roman

Aus dem Englischen
von Marcus Ingendaay

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel »The Sisters Brothers« bei ecco,
an imprint of HarperCollins Publishers, New York.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe November 2013
Copyright © der Originalausgabe 2011
by Patrick deWitt

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,
unter Verwendung der Umschlaggestaltung der Agentur R·M·E,
Roland Eschlbeck/Rosemarie Kreuzer

Umschlagillustration und Design: © Dan Stiles

Redaktion: Martina Klüver

AB · Herstellung: Str.

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Made in Germany

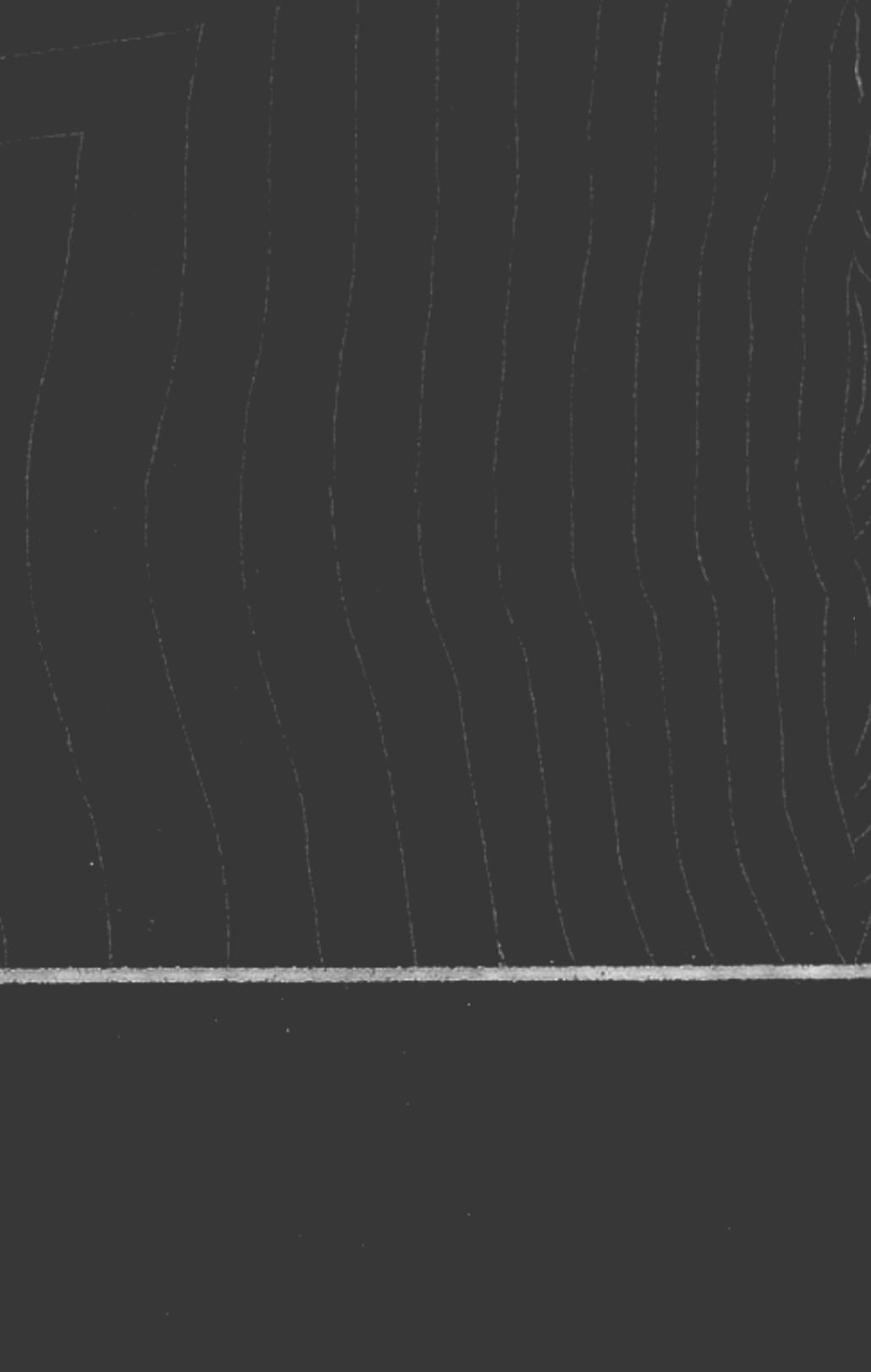
ISBN: 978-3-442-48004-3

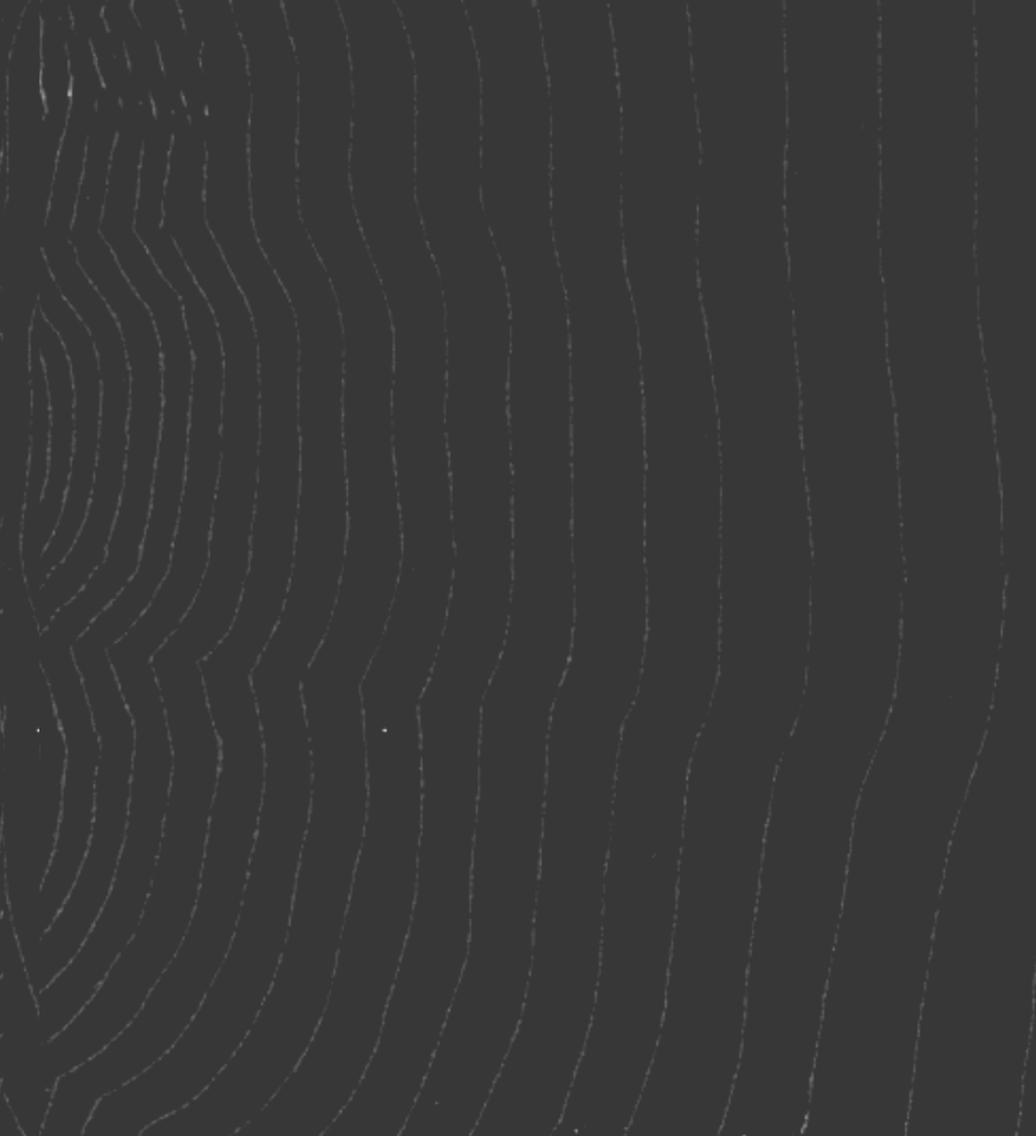
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für meine Mutter





OREGON CITY 1851





ERSTER TEIL
**DER ÄRGER
MIT DEN
PFERDEN**

Ich saß draußen vor dem Anwesen des Kommodore und wartete darauf, dass mein Bruder Charlie herauskam und sagte, wie es um den neuen Auftrag stand. Es sah verdächtig nach Schnee aus, mir war kalt, und weil es sonst nichts zu tun gab, besah ich mir Charlies neues Pferd – Nimble. Mein neues Pferd hieß Tub. Normalerweise haben Pferde bei uns keine Namen, aber diese beiden hier gab es als Bezahlung für unseren letzten Auftrag, und sie hatten schon einen Namen. So war das eben. Die Pferde, die wir vorher hatten, solche ohne Namen, waren ein Opfer der Flammen geworden, deshalb brauchten wir neue. Nur dass mir Geld lieber gewesen wäre, denn dann hätten wir uns unsere Pferde selbst aussuchen können, solche ohne Vorgeschichte und Marotten und ohne Namen. Mein voriges Pferd war mir sehr ans Herz gewachsen, und ich hatte Alpträume und Gesichte von seinem Tod. Von brennenden Pferdeläufen, die nach Flammen auskeilen, von kochend quellenden

Augen. Es konnte laufen wie der Wind, sechzig Meilen am Tag machte es mit links, deshalb hätte ich es auch nie mit der Peitsche geschlagen. Und so vermied ich jeden Gedanken daran, wie es in der Scheune verbrannt war. Aber Alpträume und Gesichte kommen ungebeten – wer wollte dagegen etwas machen! Mein neues Pferd war zwar ein kerngesundes Tier, doch es hätte besser zu einem anderen, weniger anspruchsvollen Besitzer gepasst. Es war korpulent, hing im Rücken durch, und mehr als fünfzig Meilen täglich waren nicht drin. Deswegen war ich oft gezwungen, die Peitsche zu Hilfe zu nehmen, was manchen Leute ja sogar Spaß bereitet, mir jedoch gar nicht behagte. Denn dann hielt mich mein Pferd Tub womöglich für einen groben Patron und brutalen Menschen, und das wollte ich nicht. Ich wollte nicht, dass sich mein Pferd jeden Tag aufs Neue sagte, was für ein Trauerspiel das Leben war.

Ich spürte einen Blick auf mir und sah von Charlies Pferd Nimble weg. Charlie schaute aus dem Fenster im Obergeschoss auf mich herunter und hielt fünf Finger in die Höhe. Ich reagierte nicht, also schnitt er noch eine Grimasse, um mir wenigstens ein Lächeln abzugewinnen. Ich aber lächelte ganz und gar nicht, deshalb erschlaffte sein Gesicht, und er zog sich vom Fenster zurück und war von da nicht mehr zu sehen. Mir war klar, dass er gemerkt hatte, mit welchen Augen ich sein Pferd ansah. Noch am Morgen hatte ich vorgeschlagen, dass wir mein Pferd Tub verkaufen und gemeinsam ein neues kaufen, wovon jeder die Hälfte zahlen sollte. Erst fand er das nur gerecht, aber schon beim Mittagessen wollte er die Sache verschieben, bis der Auftrag erledigt war. Was eigentlich keinen Sinn ergab, denn das Problem mit meinem Pferd Tub war ja gerade, dass es uns bei der Durchführung des Auftrags behinderte – weswegen es also nicht *gleich* ersetzen? Das Bratenfett in Charlies Schnurrbart bewegte sich mit jedem Wort, als er sagte: »Nach dem Auftrag ist es am besten, Eli.« Er konnte ja auch nicht klagen, sein Pferd Nimble war mindestens gleich gut, wenn nicht sogar bes-

ser als sein voriges, namenloses Pferd. Vor allem hatte er es sich aussuchen können, weil ich zu diesem Zeitpunkt noch an einer Fleischwunde laborierte, die ich mir bei unserem letzten Auftrag am Bein zugezogen hatte, und im Bett lag. Kurz und gut, mir sagte mein Pferd Tub überhaupt nicht zu, während mein Bruder mit seinem Pferd Nimble ganz zufrieden war. Das war im Großen und Ganzen der Ärger mit den Pferden.

Charlie bestieg sein Pferd, und wir ritten gemeinsam zum Schweinekönig. Obwohl seit unserem letzten Besuch in Oregon City erst zwei Monate vergangen waren, zählte ich auf der Hauptstraße fünf neue Geschäfte, die allem Anschein nach sogar gut liefen. »Dies ist eine findige Spezies«, sagte ich zu Charlie, der mir darauf keine Antwort gab. Wir saßen hinten im Schweinekönig und bekamen als Erstes unsere gewohnte Brantweinflasche sowie zwei Gläser. Charlie schenkte mir ein, obwohl wir uns normalerweise immer selber bedienen, daher kam die schlechte Nachricht nicht überraschend, als Charlie endlich damit herausrückte: »Also diesmal bin ich der Anführer, Eli.«

»Sagt wer?«

»Sagt der Kommodore.«

Ich trank meinen Brandy. »Und das heißt?«

»Das heißt, dass ich von jetzt an das Sagen habe.«

»Und was ist mit dem Geld?«

»Ich kriege diesmal mehr als sonst.«

»Ich meine, was ist mit *meinem* Geld?«

»Du kriegst weniger.«

»Wieso?«

»Der Kommodore sagt, mit einem Anführer hätte es beim letzten Mal nicht solche Probleme gegeben.«

»Das ist Unsinn.«

»Kein Unsinn.«

Er goss mir nach, und ich trank und sagte zu Charlie – ebenso wie zu mir selbst: »Wenn er Geld für einen Anführer ausgeben will, soll er. Aber nicht vom Geld der Untergebenen, so was ist klein und mies. Seinetwegen hatte ich die Fleischwunde am Bein, außerdem ist mein Pferd verbrannt.«

»Mein Pferd ist auch verbrannt. Deshalb hat er uns neue Pferde besorgt.«

»Es ist trotzdem klein und mies. Und hör auf, mir dauernd nachzugießen, ich bin kein Krüppel.« Ich nahm ihm die Flasche aus der Hand und fragte nach Einzelheiten des neuen Auftrags. Es ging um einen Goldsucher in Kalifornien, Hermann Kermit Warm. Den sollten wir finden und töten. Charlie zog einen Brief aus der Jackentasche. Der Brief war von einem Scout des Kommodore, einem Lackaffen namens Henry Morris, der uns oft vorausritt, um zusätzliche Informationen zu sammeln. »Was den Charakter und die Gepflogenheiten von Warm betrifft, so kann ich nach vielen Tagen der Observation Folgendes berichten: Er ist ein Einzelgänger, frequentiert aber oft die Saloons von San Francisco, wo er seine wissenschaftlichen und mathematischen Bücher liest und selbige am Rand mit allerlei Zeichnungen versieht. Diese Bücher trägt er beständig mit sich (an einem Büchergurt wie ein Schuljunge!) und erntet deswegen nicht selten Hohn und Spott. Außerdem ist er klein von Gestalt, was der ganzen Farce die Krone aufsetzt. Doch ist Vorsicht geboten, denn er duldet es nicht, wegen seiner Größe verlacht

zu werden, und ich habe ihn etliche Male in Raufhändeln erlebt. Wiewohl er in diesen gemeinhin unterliegt, darf bezweifelt werden, ob seine Kontrahenten auf eine Wiederbegegnung mit ihm erpicht sind. So schreckt er zum Beispiel nicht davor zurück, seine Gegner zu beißen. Warm ist obendrein vollständig kahl und nennt einen wilden roten Vollbart sein Eigen. Seine Arme sind lang und sehnig, und sein Bauch wölbt sich wie bei einer schwangeren Frau. Er wäscht sich nur selten und schläft, wo er gerade ein Plätzchen findet, gleich ob in Scheunen, Tor-
eingängen oder gar auf der Straße. Sobald er den Mund aufmacht, ist sein Ton schroff und wenig einnehmend. Er trägt einen Colt Baby Dragoon mit sich, die Waffe steckt in seiner Bauchbinde. Er trinkt nicht oft, aber wenn, dann bis zur Besinnungslosigkeit. Seinen Whiskey zahlt er mit reinem Goldstaub aus einem Beutel, den er mit einer Schnur an seiner Person befestigt hat und unter etlichen Schichten Kleidung verwahrt. Seit ich hier bin, hat er die Stadt kein einziges Mal verlassen, und ich weiß nicht, ob er je an seinen Claim zurückzukehren gedenkt. Der Claim befindet sich übrigens zehn Meilen östlich von Sacramento (siehe beiliegende Landkarte). Gestern im Saloon bat er mich um ein Streichholz, wobei er mich höflich und mit Namen ansprach. Mir ist schleierhaft, woher er weiß, wie ich heiße, denn bis jetzt schien ihm nicht aufzufallen, dass ich ihn beschatte. Als ich ihn daraufhin fragte, woher er meinen Namen kenne, wurde er grob, und ich trat den Rückzug an. Auch wenn mir dieser Mann nicht gleichgültiger sein könnte, so gibt es nicht wenige, die seine außergewöhnliche Willensstärke bewundern. Diese Eigenschaft kann ich bestätigen, doch ist meine Wertschätzung damit erschöpft.«

Außer einer Lagekarte von Warm's Claim hatte Morris auch eine Zeichnung des Mannes angefertigt, doch war diese so stümperhaft, dass ich unseren Mann selbst von Angesicht zu Angesicht nicht wiedererkannt hätte. Ich sagte das auch zu Charlie, und Charlie meinte: »Morris wartet auf uns in einem Hotel in

San Francisco. Er wird uns Warm zeigen, dann können wir uns an die Arbeit machen. Nach allem, was ich höre, ist es ein Leichtes, jemanden in San Francisco aus dem Weg zu räumen, denn entweder sind die Leute dabei, ihre Stadt niederzubrennen, oder gerade mit dem Wiederaufbau beschäftigt.«

»Warum erledigt ihn Morris nicht selbst?«

»Das fragst du immer. Aber ich kann nur immer wieder betonen: Es ist *unser* Job, nicht seiner.«

»Es ist dumm. Der Kommodore kürzt mir den Lohn, aber bezahlt gleichzeitig diesen Stümper – nur damit Warm rechtzeitig gewarnt ist.«

»Morris ist kein Stümper, Bruderherz. Er hat vorher noch nie einen Fehler gemacht und verschweigt uns auch nicht, dass er aufgeflogen ist. Das verrät mehr über Warm als über Morris.«

»Aber der Mann schläft auf der Straße. Was hindert Morris daran, ihn nachts abzuknallen?«

»Ihn hindert vielleicht die Tatsache, dass er kein Killer ist?«

»Warum ihn also überhaupt auf Warm ansetzen? Warum hat uns der Kommodore nicht einen Monat früher hingeschickt?«

»Weil wir einen Monat früher noch einen anderen Auftrag hatten? Du vergisst, der Kommodore ist ein vielbeschäftigter Mann – mit ebenso vielen Verpflichtungen, um die er sich nur nacheinander kümmern kann. Nicht umsonst sagt er: Ein übereiltes Geschäft ist ein schlechtes Geschäft. Wenn du dafür einen Beweis brauchst, schau dir nur seine vielfältigen Erfolge an.«

Es machte mich ganz krank, wenn ich ihn so ehrfürchtig über den Kommodore reden hörte. Ich sagte: »Wir brauchen Wochen bis nach Kalifornien. Warum dieser lange Ritt, wenn wir nicht müssen?«

»Wir müssen aber, so lautet der Auftrag.«

»Und was, wenn Warm nicht mehr da ist?«

»Er ist da.«

»Und was, wenn nicht?«

»Verdammt, er wird da sein!«

Als es ans Zahlen ging, sagte ich zu Charlie: »Der Anführer zahlt.« Normalerweise teilen wir uns die Zeche, daher schmeckte ihm das gar nicht. Aber mein Bruder war schon immer ein alter Geizkragen gewesen, das hatte er von unserem Vater.

»Nur dieses eine Mal«, sagte er.

»Du bist der Anführer – mit Anführerlohn.«

»Du konntest den Kommodore noch nie leiden. Er dich allerdings auch nicht.«

»Ich kann ihn sogar immer weniger leiden«, sagte ich.

»Wenn du die Last so unerträglich findest, dann sag es ihm.«

»Charlie, du wirst erfahren, wenn mir die Last unerträglich wird. Du wirst es erfahren – und er auch.«

Mit solchen Nickligkeiten hätte es weitergehen können, aber ich ließ meinen Bruder allein und ging in mein Hotelzimmer gegenüber, auf der anderen Seite der Straße. Ich mag mich nicht streiten, schon gar nicht mit Charlie mit seinem Mundwerk, das über die Maßen gemein sein kann. Später am Abend hörte ich von meinem Zimmer aus, wie es zwischen ihm und ein paar Männern auf der Straße zu einem Wortwechsel kam. Ich horchte genauer hin, nur um sicherzugehen, dass er nicht in Gefahr war. War er aber nicht. Die Männer fragten ihn nach seinem Namen. Er gab ihnen Antwort, und sie ließen ihn in Frieden. Natürlich wäre ich ihm sofort zu Hilfe gekommen, war sogar schon dabei, mir die Stiefel anzuziehen, aber da hatte sich die Gruppe schon zerstreut. Dann hörte ich Charlie auf der Treppe und sprang schnell ins Bett und stellte mich schlafend. Er steckte kurz den Kopf in die Tür, sagte meinen Namen, da ich jedoch nicht reagierte, schloss er die Tür wieder und ging in sein eigenes Zimmer. Unterdessen lag ich im Dunkeln wach und dachte darüber nach, wie schwierig es in einer Familie zugehen kann und wie anders wir uns entwickelt haben, obwohl wir vom selben Stamme sind.

Am nächsten Morgen regnete es — unaufhörlich und kalt, wodurch sich die Straßen in eine morastige Suppe verwandelten. Vom vielen Brandy hatte es Charlie am Magen, und ich ging in die Apotheke, um Medizin gegen die Übelkeit zu holen. Man gab mir ein himmelblaues, geruchloses Pulver, das tat ich ihm in den Kaffee. Was darin enthalten war, weiß ich nicht, aber Charlie wurde sofort kregel und saß in null Komma nichts auf seinem Pferd Nimble. Offenbar machte das Zeug auf eine Weise wach, die dem Wahnsinn nahekam. Nach zwanzig Meilen machten wir in einem trostlosen Waldstück Rast, wo im Sommer zuvor ein Buschfeuer gewütet hatte. Kaum hatten wir gegessen und wollten weiter, als wir einen Mann sahen, der sein Pferd am Zügel führte. Wäre er einfach an uns vorbeigeritten, hätten wir vielleicht kein Wort darüber verloren, so aber, zu Fuß, erschien uns der Anblick nicht normal. »Warum guckst du nicht nach, was mit dem Kerl los ist?«, sagte Charlie.

»Verstehe, es handelt sich wohl um einen Befehl vom Anführer,« sagte ich. Er antwortete nicht, und ich dachte bei mir: Der Witz nutzt sich allmählich ab. Ich habe ihn danach auch nicht wieder angebracht. Ich nahm also mein Pferd Tub und ritt dem Fremden hinterher. Als ich auf seiner Höhe war, sah ich, dass er weinte, und stieg ab. Ich bin nicht gerade klein gewachsen und eher von schwerer Statur und erscheine Fremden gegenüber leicht als grober Patron und brutaler Mensch, entsprechend war der Schrecken auf seiner Miene. Zu seiner Beruhigung sagte ich: »Keine Angst, Mister, ich tue Ihnen nichts. Es ist nur, mein Bruder und ich essen gerade zu Mittag. Ich habe zu viel gemacht und möchte Sie fragen, ob Sie Hunger haben?«

Der Mann wischte seine Tränen mit der Hand weg und holte tief Luft, wobei ein Beben seinen Körper erschütterte. Er wollte antworten, öffnete sogar den Mund, doch kein Laut entrang sich seiner Brust. In seinem verzweifelten Zustand war eine Verständigung mit ihm offenbar unmöglich.

Ich sagte: »Ich sehe, Sie haben Kummer und möchten in Ruhe Ihren Weg fortsetzen. Falls ich Sie gestört habe, entschuldige ich mich und kann nur hoffen, Sie finden an Ihrem Ziel etwas Erfreulicheres vor.« Ich stieg wieder auf mein Pferd Tub und bemerkte auf halbem Weg zu unserem Lagerplatz, dass Charlie aufgestanden war und mit dem Revolver in meine Richtung zielte. Ein Blick über die Schulter verriet mir, dass mir der Weinende auf seinem Pferd folgte, wenngleich wohl nicht in böser Absicht. Ich signalisierte Charlie, die Waffe zu senken. Kurz darauf ritt der Weinende neben mir her und sagte: »Ich nehme Ihre Einladung an.« Am Lager angekommen, fasste Charlie das Pferd des Fremden an der Trense und sagte: »An Ihrer Stelle würde ich mich einem Mann nicht so von hinten nähern. Ich dachte schon, Sie hätten es auf ihn abgesehen, und hätte Sie beinahe über den Haufen geschossen.« Der Weinende jedoch antwortete lediglich mit einer wegwerfenden Geste, so als sei die Warnung vollkommen unerheblich,

was Charlie überraschte. Daher sah mich Charlie an und fragte: »Wer ist dieser Mensch?«

»Er ist völlig verwirrt. Ich habe ihm etwas zu essen angeboten.«

»Außer Zwieback haben wir nichts mehr.«

»Dann mache ich ihm noch etwas.«

»Das lässt du schön bleiben.« Charlie nahm den Weinenden in Augenschein. »Was für ein Jammerlappen!«

Da räusperte sich der Weinende und sagte: »Es zeugt nicht von Intelligenz, sich über anwesende Dritte zu äußern, als wären sie nicht da.«

Charlie wusste offenbar nicht, ob er lachen oder zuschlagen sollte. Zu mir gewandt, sagte er: »Jetzt spinnt er total.«

»Bitte sehen Sie sich vor, was Sie sagen«, riet ich dem Fremden. »Meinem Bruder ist heute nicht wohl.«

»Wohl genug«, sagte Charlie.

»Sein Mitgefühl mit der Welt hält sich heute in Grenzen«, sagte ich.

»Er sieht krank aus«, sagte der Weinende.

»Ich sagte, mir geht's gut, verdammt.«

»Er ist vielleicht nicht ganz gesund«, sagte ich. Ich sah, dass Charlie mit seiner Geduld am Ende war, daher nahm ich schnell ein paar Scheiben Zwieback und drückte sie dem Mann in die Hand. Er sah sie an und begann auf einmal wieder zu weinen, bis sein Körper von Schluchzern geschüttelt wurde. »So war er auch vorhin, als ich ihn fand.«

»Was ist mit ihm?«

»Hat er nicht gesagt.« Ich sagte zu dem Weinenden: »Sir, was ist mit Ihnen?«

»Sie sind fort!«, rief er. »Alle. Alle sind sie fort.«

»Wer ist fort?«, fragte Charlie.

»Fort – ohne mich! Ich wollte, ich wäre tot. Ich will auch fort von hier, aber mit ihnen!« Er ließ den Zwieback fallen und zog mit seinem Pferd weiter. Alle zehn Schritte hielt er an, warf

den Kopf nach hinten und stöhnte laut auf. Er machte das ganze drei Mal, bis wir uns abwandten und unseren Kram zusammenpackten.

»Ich frage mich, was er hat«, sagte Charlie.

»Irgendetwas Schlimmes hat ihn wahnsinnig gemacht. Davon ist er verrückt geworden.«

Als wir die Pferde bestiegen, war der Weinende verschwunden, und der Grund für seinen Schmerz blieb für immer ein Geheimnis.

Schweigend ritten wir weiter und hingen unseren eigenen Gedanken nach. Es gab zwischen uns das ungeschriebene Gesetz, es nach dem Essen langsam angehen zu lassen und nicht gleich wie die Wilden weiterzureiten. Unser Dasein war auch so schon schwer genug, sodass wir uns diesen Luxus gerne gönnten. Ich fand immer, dass gerade die kleinen Dinge darüber entschieden, ob man mit seinem Leben so weitermachen will oder nicht.

»Was hat dieser Hermann Warm eigentlich verbrochen?«

»Er hat etwas an sich genommen, was dem Kommodore gehört.«

»Was hat er denn genommen?«

»Dies werden wir noch früh genug sehen. Erst einmal geht es darum, ihn umzulegen.« Er ritt voraus und ich hinterher. Ich hatte schon früher über dieses Thema reden wollen, sogar vor unserem letzten Auftrag.

»Charlie, hast du dich eigentlich nie gewundert, dass alle diese Leute den Kommodore bestehlen wollten. So dumm kann doch eigentlich keiner sein – bei einem Mann, der überall gefürchtet ist.«

»Der Kommodore hat Geld, und Geld zieht Diebe an.«

»Und wie kommen sie an sein Geld? Wir kennen den Kommodore als vorsichtigen Mann, wie können sich hergelaufene Halunken an seinem Reichtum vergreifen?«

»Der Kommodore macht im ganzen Land Geschäfte, da kann er nicht an zwei Orten gleichzeitig sein, geschweige denn an hundert. Es bleibt gar nicht aus, dass er das Opfer von Kriminellen wird.«

»Der Kommodore als Opfer von Kriminellen?«

»Genau. Oder warum, glaubst du, braucht er Leute wie uns, um sein Vermögen zu schützen?«

»Opfer von Kriminellen!« Ich fand den Ausdruck, ehrlich gesagt, ziemlich komisch. Und stimmte dem Kommodore zu Ehren gleich das schmalzigste Liedchen an, das mir einfiel: »*Als die Stadt begann zu reden, da wurd ihm das Herze schwer ...*«

»Von mir aus.«

»*Dass sein Liebchen sei ein Nüttchen, so hieß die böse Mär ...*«

»Du bist nur sauer, weil ich jetzt der Anführer bin.«

»*Für eine Handvoll Dollar vergab sie Ehr und Mann ...*«

»Aber soweit es mich betrifft, ist das Thema hiermit erledigt.«

»*Ach, wie ein Unschuldslächeln den Braven täuschen kann ...*«

Trotzdem konnte sich Charlie ein Grinsen nicht verkneifen.

»Was ist denn das für ein Lied?«

»Hab ich irgendwo gehört.«

»Ein trauriges Lied.«

»Die schönsten Lieder sind traurig.«

»Das hat Mutter auch immer gesagt.«

Ich zögerte, sagte dann aber: »Was nicht bedeutet, dass sie einen traurig *machen*.«

»Du bist in mancher Hinsicht wie Mutter.« Und nickte zur Bekräftigung.

»Du nicht. Du bist aber auch nicht wie Vater.«

»Ich bin wie niemand.«

Er sagte dies ganz beiläufig, doch solche Bemerkungen beendeten normalerweise jede Unterhaltung. Er zog davon, und ich ließ ihn reiten, sah ihm nur hinterher. Er wusste natürlich, dass ich ihn von hinten beobachtete. Dann gab er seinem Pferd die Sporen, und ich musste zusehen, dass ich aufschloss. So lief es eigentlich immer, er gab den Takt vor und bestimmte unser Tempo. Doch aus irgendeinem Grund kam es mir so vor, als sei ich in Wahrheit sein Verfolger.

Die Spätwintertage waren kurz, und wir hielten in einem ausgetrockneten Flussbett, um dort unser Nachtlager aufzuschlagen. So eine Szene kommt oft in Groschenromanen vor: zwei hartgesottene Reiter, die sich am Lagerfeuer ihre Weibergeschichten erzählen oder sentimentale Lieder singen, in denen es um Tod und Spitzenmieder geht. Ich kann aber versichern, nach einem ganzen Tag im Sattel will ich nur noch schlafen. Genau das tat ich auch an diesem Tag, verzichtete sogar auf das Abendessen. Als ich am nächsten Morgen meine Stiefel anzog, verspürte ich einen scharfen Schmerz an meinem linken Zeh. Ich schüttelte den Stiefel aus, und heraus fiel, entgegen meiner Erwartung, nicht etwa ein spitzer Zweig oder dergleichen, sondern eine große haarige Spinne. Sie fiel auf den Rücken und betätigte ihre acht Beine in der kalten Luft. Augenblicklich raste mein Puls, und mir wurde schwindlig, denn Spinnen machen mir Angst, Spinnen, Schlangen und alles,

was kriecht und krabbelt. Charlie, der mich kannte, kam mir zu Hilfe und beförderte die Kreatur mit Hilfe seines Messers ins Feuer. Ich beobachtete, wie die Spinne zu einer qualmenden schwarzen Kugel verkohlte und starb. Ihr Todeskampf war schön anzusehen.

Dennoch schoss mir ein eisiger Schmerz am Schienbein hoch, und ich sagte zu meinem Bruder: »Dieses kleine Tier hat ganz schön Kraft, mein Bruder.« Sofort warf mich ein hohes Fieber nieder, sodass ich nicht wieder aufstehen konnte. Charlie war besorgt über mein aschfahles Gesicht und ritt, als mir auch die Stimme versagte, in die nächste Stadt nach einem Arzt, den er sodann nicht ganz freiwillig an unseren Lagerplatz schleppte. Zu diesem Zeitpunkt umfing mich bereits dichter Nebel, allerdings konnte ich den Mann fluchen hören, wann immer Charlie außer Hörweite war. Ich bekam eine Medizin oder ein Gegenmittel, dessen Wirkung zum Teil darin bestand, dass mir ganz anders wurde, selig-leicht wie betrunken. Wodurch ich plötzlich jedermann verzeihen und in einem fort Tabak rauchen wollte. Dies wurde abgelöst durch einen bleiernem Schlaf, in dem ich bis zum nächsten Abend lag. Als ich erwachte, saß Charlie immer noch am Feuer und sah mich lächelnd an.

»Weißt du, was du gerade geträumt hast?«, fragte er.

»Nein, ich erinnere mich nicht.«

»Ich bin im Zelt«, hast du gesagt.«

»Hilf mir beim Aufstehen.«

Er zog mich hoch, und kurz darauf stakste ich auf hölzernen Beinen über den Lagerplatz und verschlang dann trotz der Übelkeit eine ganze Pfanne mit Speck und Zwieback, den ich sogar bei mir behielt. Ich hielt mich für stark genug zum Reiten, und so ritten wir für vier, fünf Stunden gemächlich weiter, ehe wir erneut das Lager aufschlugen. Charlie fragte mich mehrmals, wie es mir ginge, und ich hätte ihm gern verlässliche Antwort gegeben, doch ehrlich gesagt, wusste ich es selber nicht. Ob es nun an dem Spinnengift lag oder dem Gegenmittel

tel des bedrängten Doktors, ich war in meinem eigenen Körper nicht mehr daheim. Die folgende Nacht verbrachte ich unruhig und fiebrig, und als ich am Morgen aufwachte und Charlies Gruß erwiderte, schrie er bei meinem Anblick erschrocken auf. Ich fragte ihn, was los sei, und er reichte mir einen Blechteller, der sich als Spiegel benutzen ließ.

»Was ist das?«, fragte ich.

»Das ist dein Kopf, mein Freund.« Er stellte sich auf seine Absätze und pifff anerkennend.

Die ganze linke Seite meines Gesichts war, vom Hals bis zum Scheitel, grotesk angeschwollen, erst an der Schulter normalisierte sich die Situation. Mein Auge war nur noch ein schmaler Schlitz, und Charlie, der seinen Humor wiedergefunden hatte, meinte, ich sähe aus wie ein Hund – und warf probeweise sogar ein Stöckchen. Ich lokalisierte die Ursache der Schwellung im Unterkiefer. Eine kurze Berührung der linken unteren Zahnreihe räumte jeden Zweifel aus. Sofort durchfuhr mich ein stechender Schmerz von Kopf bis Fuß und wieder zurück.

»Ich schätze mal, in deiner Rübe schwappen gerade fünf Liter Blut zusätzlich«, sagte Charlie.

»Woher hattest du eigentlich den Arzt? Wir sollten ihn noch einmal aufsuchen, dann kann er die Stelle punktieren.«

Doch Charlie schüttelte den Kopf. »Der Arzt von neulich fällt aus. Wir hatten eine unschöne Meinungsverschiedenheit hinsichtlich seines Honorars. Behandeln wird er dich voraussichtlich nicht mehr. Aber er erwähnte etwas von einer Siedlung weiter südlich. Dorthin sollten wir gehen, falls du das schaffst.«

»Ich glaube, ich habe keine andere Wahl.«

»Wie so oft im Leben, Bruderherz. Wie so oft im Leben.«

Auch wenn das bewaldete, leicht abschüssige Gelände leicht zu reiten war, ging es nur langsam vorwärts. Ich fühlte mich trotzdem eigenartig heiter, so, als sei alles nur ein Spazierritt. Leider stolperte dann mein Pferd Tub, wodurch meine Zähne aufeinanderschlugen und ich vor Schmerz aufheulte, was na-

türlich ziemlich lächerlich war. Um mein Gebiss zu schonen, schob ich mir einen Priem zwischen die Zähne. Bald schwamm mein Mund in Tabaksaft, den ich wegen der Schmerzen aber nicht ausspucken konnte. Also beugte ich mich nur nach vorn und ließ die Soße auf den Hals meines Pferdes Tub tropfen. Wir gerieten kurzzeitig sogar in ein Schneegestöber, doch mir waren die wilden Flocken ganz recht, denn sie kühlten mein Gesicht. Mein ganzer Kopf hatte mittlerweile Schlagseite, und Charlie, der mich immer wieder von allen Seiten beglotzte, sagte: »Man sieht es sogar von hinten. Man könnte denken, deine *Haare* sind geschwollen.« Um die Stadt mit dem unbezahlten Doktor machten wir einen großen Bogen, der nächste Ort lag auch nur wenige Meilen weiter. Ein namenloses Kaff mit einer einzigen Straße und weniger als hundert Einwohnern. Aber das Glück war mit uns, denn wir trafen dort auf einen Zahndoktor namens Watts, der vor seinem Geschäft saß und eine Pfeife schmauchte. Bei unserem Näherkommen grinste er und sagte: »Ist das nicht eine herrliche Profession – wo einem selbst der Anblick der Entstellten Freude bereitet!« Er führte mich in sein kleines, gut ausgestattetes Behandlungszimmer und ließ mich auf einem Ledersessel Platz nehmen, der vor Neuheit nur so quietschte. Dann zog er ein Instrumententablett heran und stellte mir allerlei Fragen zu meiner zahnmedizinischen Vorgeschichte, auf die ich zum Großteil keine befriedigenden Antworten hatte. Mir schien jedoch, dass er nichts davon wirklich wissen wollte, sondern einfach nur die Fragerei genoss.

Ich äußerte den Verdacht, dass mein Zahnproblem mit dem Spinnenbiss beziehungsweise dem Gegengift zu tun hatte, doch Watts meinte, dass zwischen beiden wohl kein medizinischer Zusammenhang bestünde. Allerdings räumte er ein, dass der menschliche Körper schon ein wahres Wunderwerk sei. »Und wer«, sagte er, »vermag so ein Wunderwerk schon bis ins Kleinste zu verstehen? Insofern kann es durchaus die Spinne gewesen sein oder auch eine Reaktion gegen das sogenannte

Antidot des Doktors oder aber keines von beidem. Überhaupt, was spielt es für eine Rolle, weswegen Sie krank sind, habe ich recht?«

Da konnte ich ihm nur zustimmen, und Charlie sagte: »Ich hab Eli schon gesagt, jede Wette, in seiner Rübe schwappen fünf Liter feinstes Blut.«

Worauf Watts eine silberne Lanzette aus dem Etui nahm und, zurückgelehnt, meinen Kopf in Augenschein nahm wie eine monströse Büste und sagte: »Finden wir es heraus.«

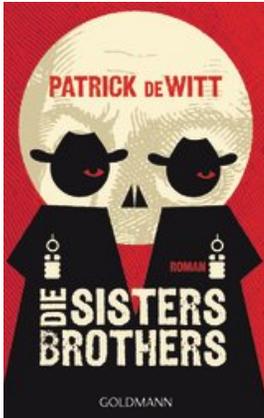
Die Lebensgeschichte des Reginald Watts war eine der unglücklichsten, was geschäftliche Pleiten und private Schicksalsschläge anging, wemgleich er ohne Reue und Bitterkeit davon sprach. Tatsächlich schienen ihn die zahllosen Debakel sogar zu erheitern. »Ich bin als ehrlicher Mann auf die Nase gefallen, ich bin als Gauner auf die Nase gefallen. Ich bin sowohl in der Liebe als auch in der Freundschaft gescheitert. Nennen Sie mir irgendwas, ich habe es vermässelt. Na los, sagen Sie was, irgendwas.«

»Ackerbau«, sagte ich.

»Ich hatte einmal eine Rübenfarm, etwa hundert Meilen nordöstlich von hier. Nicht einen Penny damit verdient, kaum je eine Rübe hat das Licht der Welt erblickt. Ein entsetzliches Fiasko. Noch etwas.«

»Schifffahrt.«

»Ich besaß einmal Anteile an einem Raddampfer. Frachtver-



Patrick deWitt

Die Sisters Brothers

Roman

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

10 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-442-48004-3

Goldmann

Erscheinungstermin: Oktober 2013

Ein tragikomischer Roman über zwei Auftragsmörder und ihre blutige, bizarre Reise durch Amerikas Westen im Jahre 1851

Hermann Kermit Warm wird sterben. Sein Tod wurde von dem „Kommodore“ befohlen, und die Brüder Charlie und Eli Sisters werden den Auftrag ausführen. Sie machen sich auf den Weg von Oregon nach Kalifornien, wo sie Warm aufspüren sollen. Ihre Reise durch den vom Goldrausch geprägten amerikanischen Westen wird dabei immer wieder von bizarren und blutigen Begegnungen unterbrochen. Zugleich zeigt sich, wie verschieden die beiden Brüder sind: Charlie ein eiskalter, skrupelloser Killer – Eli ein Grübler, der sich mit geradezu existenziellen Fragen beschäftigt. Als die beiden schließlich in Kalifornien eintreffen, nehmen die Ereignisse erneut eine höchst unerwartete Wendung ...

 [Der Titel im Katalog](#)